

UNGARISCHE FORSCHER UNTER DEN PRIMITIVEN VÖLKERN

VON GYULA ORTUTAY

Das Motto der Schrift »Einige Reisen in der Heimat« vom Grafen Dominik Teleki jun.: »Patriam illustrare, cum possis, nolle scelus est« könnte zugleich die Devise jeder Arbeit sein, die sich mit dem ungarischen Dorf befaßt. Die Reisen in Ungarn, ob sie nun von Aristokraten oder fahrenden Studenten unternommen wurden, ob es sich um der wegen der sozialen Mißstände unwilligen Fahrt des Sozialreformers Samuel Tessedik oder um die begeisterten Forschungen des Volksliedsammlers Johann Kriza auf dem Szeklerboden handelt, sind alle zum organischen Bestandteil unserer Kenntnisse über das Ungartum geworden, und auch heute können wir mit eigenen Augen sehen, wie sich der landeskundliche Teil der ethnographischen und sozialen Forschungen und der literarischen Schöpfungen der letzten Jahre in das Denken der Nation einbaut.

Ebenso bauten sich in das Bewußtsein des auf Europa blickenden Ungartums die geistigen, politischen, religiösen und sonstigen Auswirkungen der Reisen in Europa ein. Auch die Europafahrten gehörten zur Selbsterziehung des Ungartums, und unsere Reisenden betrachteten auch diese sowie das Lernen von den Völkern Europas keineswegs als Sünde. In der Entwicklungsgeschichte des ungarischen Geistes müßten wir bei jedem Augenblick unserer Geschichte und aus jeder Gesellschaftsschicht des Ungartums eine lange Reihe von Reisenden erwähnen. Wenn jemand einmal die Geschichte der ungarischen Reisenden schreiben würde, die die Landschaften der Heimat und die Länder Europas bereisten, würde er zugleich über die bedeutendsten Kapitel der Entwicklung des ungarischen Bewußtseins berichten.

Indessen gibt es auch noch einen dritten Stand der ungarischen Reisenden, die sich mit ihren Fahrten in der Heimat und Europa sowie mit den von der weißen Menschheit in der Neuzeit erschlossenen Kulturgebieten, mit Amerika oder mit den uralten asiatischen Hochkulturen keineswegs begnügten. Es gibt in beträchtlicher Anzahl ungarische Gelehrten, namhafte Forscher, die sich dem Studium von auf primitivstem Lebensstand vegetierenden Volksstämmen widmeten, und für diese Forschungen Gesundheit und Ruhe einsetzten. Zunächst können wir sie kaum verstehen. Es ist eben leicht verständlich, wenn England die Erforschung der auf verschiedenem Bildungsstand lebenden Völker seines riesigen Kolonialreiches für eine natürliche, gleichsam »nationale« Aufgabe hält. Aus demselben Grunde ist auch das deutsche und französische sowie das belgische und holländische volkskundliche Schrifttum reich an Arbeiten, sowohl an Einzelstudien als auch an stattlichen Mono-

graphien, die sich mit der Ethnographie der Kolonien befassen. Sehen wir doch, daß diese Länder der durch die Kolonialvolkskunde erschlossenen Kenntnisse oft bei politischen und militärischen Entschlüssen, also bei den wichtigsten Teilgebieten der Staatsführung bedürfen. Für diese Kolonialreiche (die Deutschen haben auf ihre Kolonialansprüche nie verzichtet) ist daher der möglichst vollkommene Ausbau der sich mit den Primitiven befassenden Volkskunde gleichsam eine bedeutsame Verwaltungsfrage. Ihre mächtigen Institute, ihre reichen Veröffentlichungen zeugen dafür, daß sie diese Stellung der Volkskunde stets vor Augen gehalten haben. Verständlich ist auch, daß die katholische Kirche sowie mehrere protestantische Kirchen die eingehendere Kenntnis der primitiven Völker für ihre Aufgabe hielten, um für ihre Missions- und Bekehrungsarbeit bessere Ergebnisse zu sichern. Wir dürfen wohl sagen, daß im christlichen Europa die katholische Kirche die erste bewußte Organisatorin der Sammelarbeit unter den Primitiven war, und sie machte sich die erworbenen Kenntnisse mit überlegener Weisheit und mit Takt zugute. Die Geschichte der Volkskunde knüpft den wissenschaftlichen Beginn der sich mit den Primitiven befassenden vergleichenden Ethnographie an den Namen des Jesuitenpater Joseph Francois Lafitau, dessen 1724 in Paris erschienene Arbeit über die nordamerikanischen primitiven Indianerstämme für die Entwicklung der Ethnologie den entscheidenden Anstoß gab. Die aus der Missionsvolkskunde hervorgegangenen Schulen behielten ihren Rang bis heute, hat doch die Kulturkreis-Theorie, einer der wirksamsten volkskundlichen Gedanken der letzten Jahrzehnte, vieles der lange Zeit in Mödling tätigen volkskundlichen Anstalt der Jesuitenpater Schmidt und Koppers zu verdanken.

All dies ist, wie gesagt, verständlich. Was aber mag neben den volkskundlichen Forschungsorganen der Kirchen und der Weltmacht beanspruchenden großen Reiche das mit seinen Grenzen zufriedene Ungartum bei den primitiven Völkern suchen? Mit Recht könnten wir diese Frage auch an uns selbst richten, begegnen wir doch wiederholt der Klage, daß wir selbst die eigene Heimat nicht genügend kennen; auch im eigenen Lande finden sich noch zahlreiche »weiße Flecken«, deren Erforschung der Unternehmer harrt, und auch heute darf man wohl noch sagen, daß die Erschließung der reichen geistigen Überlieferungen des ungarischen Volkes noch auf Jahre hinaus einen geschlossenen Stand von Forschern erfordert.

Dennoch wäre diese Frage kleinlich und müßig. Müßig, da seit Pater Julianus, ja noch früher, seit dem seligen Paul von Ungarn, auch das neben den Weltreichen so kleine Ungartum Jahrhunderte hindurch bis zu den namhaften Forschern der Gegenwart eine lange Reihe von Namen aufweisen kann, und da sich diese Forscher in den verschiedensten Teildisziplinen auch in der Weltforschung in die Reihen der Ersten erhoben. Alexander Kőrösi Csoma, Aurel Stein, Armin Vámbéry und von den heutigen Ludwig Ligeti haben in zahlreichen asiatischen Fragen, auf manchen Fachgebieten vor ihren englischen, französischen, deutschen Kollegen das entscheidende Wort gesprochen! Die in englischer und französischer Sprache verfaßten Arbeiten Tordays über die Volkskunde des Kongo-Gebietes gehören zu den vorzüglichsten Quellenwerken,

die neuguinesischen Forschungen Ludwig Birós sind auch heute unentbehrlich, Géza Roheim ist einer der hervorragendsten Kenner der australischen Totemfrage, und noch viele, viele namhafte Forscher der jüngsten Vergangenheit und unserer Tage könnte man aufzählen. All dies bezeugt, daß sich das Ungartum niemals mit den eigenen Aufgaben begnügte, sondern auch das allgemein-menschliche Interesse stets vor Augen hielt, auch ohne Machtansprüche von einer lebendigen Leidenschaft der wissenschaftlichen Forschung, von einer Sucht der Erkenntnis und von dem ewig treibenden Verlangen nach Entdeckung des Unbekannten durchdrungen war. Vielleicht sind gerade diese ungarischen Forscher der beste Beweis dafür, daß auch das Ungartum stets zu Europa gehörte, und seit der Christianisierung seiner europäischen Sendung stets den Forderungen der Zeit entsprechend treu blieb. Sie sind die wirksamsten Widerleger des kleinlichen, selbstgenügsamen und gefährlichen Grundsatzes der »Extra Hungariam non est vita.« Und gerade sie, die sich oft unter unsäglichen Entbehrungen unter primitiven Völkern bemühenden Gelehrten und Mönche, haben bewiesen, daß die Volkskunde nicht nur aus einer einseitigen Erforschung der nationalen Züge besteht, sondern bestrebt ist, sämtliche Formen des menschlichen Daseins kennen zu lernen, daher ihrem Wesen nach eine humanistische Wissenschaft ist. Jedenfalls zeugen die Forscher vom hohen Rang der ungarischen Wissenschaftlichkeit.

Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß die Forschungsarbeit unter den primitiven Völkern zunächst Geistliche und Gelehrte auf sich nahmen. Aus ihren Reihen gingen jene hervor, die sich in alle Weltteile begaben und, entweder vom Wunsch das Wort Gottes zu verkünden, oder von dem Drang nach Erkenntnis getrieben, sich von Afrika bis Australien, von Amerika bis Asien in so vielen Ländern und unter so vielen Völkern aufhielten. Es kann nicht die Aufgabe dieses Aufsatzes sein, die Namen aller aufzuzählen, die an dieser Arbeit ungarischerseits beteiligt waren, könnten doch dabei über diesen und jenen kaum mehr als einige kurze Sätze gesagt werden. Das Heldenleben des Paters Julian und seines Gefährten bildet den Auftakt eines tragischen Kapitels der ungarischen Geschichte. Der Arbeit der Missionäre kommt in der ungarischen Kulturgeschichte ein besonderes Kapitel zu. Mehrere ihrer Werke haben auch heute noch Quellenwert, oder sind als Seltenheiten kostbar. So gab der Jesuitenpater Xaver Franz Éder durch seine nachgelassene »Descriptio provinciae Moxitanorum in regno Peruano . . .«, das durch seine Ordensbrüder 1791 mit den schönen Lettern der Universitätsdruckerei von Buda herausgegeben wurde, ein wertvolles Werk der Amerika-Forschung. Éder selbst, der unter den Mühen der Missionsarbeit zusammenbrach, konnte das Material seines Buches gerade noch sammeln. Das Werk enthält im Geiste der Zeit die genaue topographische Beschreibung der von ihm gekannten peruanischen Provinz, schildert die Eigenart des Klimas und der Natur, Fauna und Flora, und widmet schließlich auch den Bräuchen der Eingeborenen einige Abschnitte. Das Erscheinen der mit hübschen Stichen geschmückten Werkes hat Éder nicht mehr erlebt. Ähnlich könnten wir noch manche Namen ungarischer Mönche und Gelehrten oder vom Verlangen nach Abenteuern getrie-

bener Reisenden nennen, wie z. B. den Afrikareisenden Ladislaus Magyar, dessen südafrikanische Briefe, in denen sich ein vorzüglicher Beobachter kundgibt, Johann Hunfalvy auf Kosten der Ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgab. Ferner könnten wir das abenteuerliche und sonderbare Leben eines der hervorragendsten Kongo-Kenner, Emil Torday, oder die bunten Reisen von Johann Xántus erwähnen, um von Graf Moritz Benyovszky gar nicht zu sprechen, dessen Lebensgang gerade wegen dessen Abenteuerlichkeit der große ungarische Erzähler Maurus Jókai liebevoll eingehend schilderte. Die Reihe könnte beliebig fortgesetzt werden, doch soll hier statt kurzer Charakteristiken das Leben eines einzigen Forschers, Ludwig Birós etwas eingehender ins Auge gefaßt werden. Vielleicht gerade darum, weil sein Leben und seine Tätigkeit keine besonderen exotischen Züge aufweist und daher auch als typisch gelten kann.

Birós Leben können wir nicht nur aus der liebevoll verfaßten Studie von Gyula Halász, sondern auch aus seinem veröffentlichten Briefwechsel sowie aus dem nach seinem Tod herausgegebenen netten kleinen Buch kennenlernen, in dem er seine neuguinesischen Erinnerungen niederlegte. In ansprechender Art beschreibt er in diesem Buch, wie er im Kollegium von Zilah erzogen wurde, wo er übrigens 1875 das Abitur bestand, wie ihn sein begeisterter Lehrer, der aus Debrecen dahin verschlagene Theologe Franz Török schon frühzeitig zur Untersuchung der Natur anregte. Er schildert, wie er Vögel sammelte, seine pflanzenkundlichen Forschungen, und durchwandert mit der Ergriffenheit des sich zurückerinnernden alten Mannes seelisch die Umgebung von Zilah. Selbst zu seiner Reise nach Neuguinea (denn er wurde zu einem der namhaftesten Erforscher dieser damals noch kaum gekannten Insel und zum wissenschaftlichen Entdecker des Papuavolkes), wurde er — wie er bekennt — in dieser Zeit, in seinen Studienjahren in Zilah, von Franz Török angeregt. Török sprach ihm voll Verlangen darüber, welche eigenartige Welt dort wohl sei, da man ja über die Papuas auf Neuguinea nur so viel wisse, daß sie unabhängige Wilden seien. »Völlig unberührte Völker, die noch keinen Europäer gesehen haben, in der unberührten Steinzeit leben, wie sie vor unberechenbaren Jahrtausenden einst auch in Europa vorhanden war. Wenn jemand dorthin gelangen könnte!« So sprach sehnsuchtsvoll der Lehrer und gewiß auch sein Schüler, in dessen Herzen dieses Erlebnis nicht nur eine rasch verglimmende Flamme blieb, sondern einen Lebensentschluß heranreifen ließ, wie er selbst schreibt: »Ich wurde zum Mondsüchtigen dieses Gedankens«.

Er machte sich zäh an die Arbeit. Vor allem lernte er Sprachen: deutsch, französisch, englisch, selbst spanisch, meldete sich auch als Missionär, nur um sein Ziel zu erreichen, studierte Theologie, doch beantworteten die ausländischen Missionsgesellschaften sein Anerbieten nicht. Übrigens schreibt er in seinen Lebenserinnerungen über die Zeit zwischen dem Abitur und seiner Reise nach Neuguinea fast garnichts, als wären diese in schwerer Arbeit vergangenen zwanzig Jahre nur eine unbedeutende Vorbereitungszeit für das große Abenteuer, das große Unternehmen gewesen, das seinem Leben den wirklichen Sinn gab. Er arbeitete, sammelte für die naturwissenschaftliche Abteilung des Na-

tionalmuseums wertvolles Material, und erhielt für seine reiche Käfersammlung 1000 Gulden. Auch dieses Geld hinterlegte er zur großen Reise. Auf die Heirat, das stille Glück des Privatlebens verzichtete er von vornherein: nur das Ziel schwebte ihm vor, nur darauf war sein Augenmerk gerichtet.

Gerade als er die 1000 Gulden vom Nationalmuseum erhielt, trat die entscheidende Wendung ein. Im Februar 1895 feierte die Naturwissenschaftliche Gesellschaft das Andenken eines jungen, mit kaum 26 Jahren verstorbenen ungarischen Forschers Samuel Fenichel, der einer Krankheit erlag, die er sich bei seinen Forschungen auf Neuguinea zuzog. Nach der Feier unterbreitete Biró seinen Plan: er wolle auf eigene Kosten (selbst seine Bücher verkaufte er, um einige Gulden mehr zu besitzen) die von Fenichel begonnene Arbeit fortsetzen. Bezeichnend für die Kühnheit, mit der er seine Fahrt antrat, ist, daß von den 1000 Gulden die Ausrüstung und die Reisekosten 700 verschlangen. Aus dem Rest von 300 Gulden wollte er in Neuguinea Jahre hindurch seinen Lebensunterhalt bestreiten. Allerdings rechnete er damit, daß seine in die Heimat zu schickenden Sammlungen vergütet werden. Manche unterhaltende Einzelheiten seiner Fahrt könnte man erwähnen, wie er sich in Fiume ein kg Zyankali verschafft, das er zu seinen naturwissenschaftlichen Forschungen braucht, durch seinen Wunsch aber die Apotheker verständlicherweise überrascht, wie er schließlich auf seiner Wunschinsel ankommt, — doch ist dies alles endlos und zunächst novellistisches Material. Nur soviel soll erwähnt werden, daß er unglücklicherweise gerade in der Regenzeit am 1. Januar 1896 in der Hauptstadt der damals noch deutschen Kolonie, Friedrich-Wilhelmshafen eintraf. Bereits in der dritten Woche holt er sich die Malaria, unter der er von nun an Jahre hindurch leidet, wegen seiner Fieberanfälle oft auch die Forschungsarbeit unterbrechen muß, und befürchtet, daß sein geschwächter Körper ihn hindern wird, die auf sich genommene Aufgabe zu lösen. Wie Gyula Halász schreibt, wurde Ludwig Biró im Jahre 1900 durch Professor Koch, den Entdecker des Erregers der Malaria, von seiner schweren Krankheit geheilt.

Am sprechendsten zeugt für die Erfolge seiner Forschungsarbeit die Tatsache, daß kaum zwei Jahre nach seiner Abreise Johann Jankó im Auftrag des Ethnographischen Museums den ersten Bericht über die Sammlungen Birós in einem zweisprachigen Band veröffentlichte, dem nach weiteren zwei Jahren ein noch stattlicherer Band folgte. Beide erwarben die Achtung der ganzen europäischen Wissenschaft; bei ihrer Veröffentlichung wirkten auch die deutschen volkskundlichen Fachkreise mit größter Bereitwilligkeit mit, da sie die Bedeutung der Arbeit erkannten und sie hochschätzten. Es genügt, einige Zeilen aus der Einführung Willibald Seemayers anzuführen, der die zweite Ausgabe besorgte, um den Wert der Arbeit richtig einzuschätzen: »Ludwig Biró bietet selbst dann, wenn er die Angaben der Forscher, die vor ihm Neuguinea besuchten, einfach bestätigt, oder diese bis zur wissenschaftlichen Sicherheit weiterführt, stets einen feineren Zug; daher sind seine Beobachtungen auch in diesen Fällen außerordentlich wertvoll. Erduldet er ja länger, als alle seine Vorgänger, — nunmehr bereits das sechste Jahr, — das heimtückischeste Klima des Erdballs. Sein sprachwissenschaftlicher und

damit sein volkskundlicher Materialbestand ist gleichsam von beispiellosem Reichtum und den Wert seiner Angaben erhöht noch der Umstand, daß er sein sprachwissenschaftliches Material nicht wörterbuchartig, sondern stets sachgebunden sammelte, was nur dadurch möglich wurde, daß er mehrere der landesüblichen zahlreichen Mundarten sicher beherrscht.« Diese wenigen Sätze kennzeichnen, mit welcher Gewissenhaftigkeit Biró arbeitete.

Im Dezember 1901 tritt er die Rückfahrt an; er reist langsam, die Fahrt dauert acht Monate, als ob er fühlen würde, daß er auf die geliebte Insel, zu seinen liebevoll beobachteten Papuas nicht mehr zurückkehren wird. Und wie die Jahrzehnte vor seiner Forschungsreise für ihn nur die Vorbereitung bedeuteten, bildeten die weiteren drei Jahrzehnte nunmehr eine stille, ereignislose Zeit der Ernteeinbringung. Sein Leben verdichtete sich, wie in einem Fokus, in diesen wenigen Forscherjahren; auch er selbst hielt nur diese für wesentlich. Als er im Alter von 72 Jahren noch eine Forschungsreise nach Bulgarien unternahm, war sein geheimes Ziel, seine Kräfte zu erproben, ob er noch eine tropische Reise vertragen könnte. Er starb noch im selben Jahre, 1932.

Auch Ludwig Biró war, wie Otto Hermann, zugleich in zwei Wissenschaften tätig: in der Naturwissenschaft und in der Volkskunde. Für uns kommen nur seine Forschungen auf letzterem Gebiet in Betracht. Wollen wir die Frage, worin das Verdienst der volkskundlichen Forschungen Ludwig Birós besteht, kurz beantworten, so haben wir zwei Dinge hervorheben. Das eine ist sachlich: seine große volkskundliche Sammlung und seine an diese geknüpften Anmerkungen ergeben eines der vollkommendsten Archive der sachlichen und geistigen Welt der Papuakultur auf Neuguinea, und bilden auch heute hochwertige Quellen. Den anderen wertvollen Teil seiner Tätigkeit bilden seine Aufsätze, kleine Studien über Leben und Brauchtum der Papuas, vor allem die für jeden Volkskundler entscheidende Lehre, die er selbst in diesen Aufsätzen grundsätzlich erörtert. Er weist nämlich darauf hin, daß sich selbst dieses auf primitivster und steinzeitlicher Stufe der Bildung lebende Volk eine verwickelte Kultur und gesellschaftliche Gebrauchsordnung geschaffen hat, daß auch diese Kultur und Gesellschaft jeden grundlegenden Zug des Menschlichen enthält, ja, daß sie oft verwickeltere und feinere Anstandsbräuche und -verbote zeigt, als unsere übermäßig amerikanisierte Manier. Dies ist ein beliebter, oft wiederholter Gedanke Birós, und er verkündet nachdrücklich, daß sich die Volkskunde gerade durch solche Erkenntnisse über die Jagd nach Kuriositäten und Wunderlichkeiten erhebt, und zu einer humanistischen Wissenschaft, zu einer würdigen Lehre über den Menschen wird. Dies war sein Glaube, die Summe seiner volkskundlichen Gedanken und schon darum verdient er es, daß in ihm die ungarische volkskundliche Forschung einen ihrer Bahnbrecher verehere.